Predigt zur Christnacht 2019:
In seinem letzten Wort zum Sonntag am vergangenen Samstagabend hat der Zolliker Pfarrer Simon Gebs über Weihnachten nachgedacht in einer Art und Weise, die mich sehr bewegt hat. Vielleicht haben einige von Ihnen das auch gesehen? Seine Gedanken möchte ich heute aufgreifen und noch ein wenig weiterspinnen und vertiefen.
Fangen wir damit an, dass Weihnachten für viele ein Fest ist, das mit sehr gemischten Gefühlen verbunden ist. Herrlich waren dieses Jahr die Werbespots von Galaxus mit Baschi, Stephanie Heinzmann, Carlos Leal und Fabienne Louves. Sie treffen da mit Humor voll ins Schwarze, wenn Sie etwa gemeinsam singen:
Scho wieder isch es Johr verbii, bald ischs so wiit
All im Gschänklistress…
Doch wenn denn d'Cherzli schiined
wird's still im ganze Land;
denn isch d'Wält ufs Mol in Ornig
und mer singed mitenand:
Fröhlichi Wienacht, Fröchlichi Wienacht,
Endlich Zyt zum Zämesii,
ich wünscht s'gäng nie verbii…
Und Baschi singt in der Zeile eben
Ich wünscht s'gäng gly verbii…
Der Song bricht ab und sie fangen an darüber zu diskutieren, wie es heissen muss – Baschi fügt sich und sagt aber noch: *aber simmer ehrlich: Mer sind scho froh, wenns denn mol verbii isch…*

Das drückt die unterschiedlichen Gefühle wunderbar aus, die Menschen Weihnachten entgegenbringen.
Wenn es irgendwie einfach so gar nicht mit dem übereinstimmen will, was man wirklich erlebt. Zum Beispiel Einsamkeit: Ich denke an jenen, der nach langen Arbeitstagen heimkommt über sich sagt, er wisse beim Reinkommen nicht mal, ob er überhaupt das Licht in der Wohnung noch anzünden solle.
Oder da sind die, die ihren Sohn in der Entzugsklinik besuchen müssen, statt daheim beieinander sein zu können. Und die, die gleich nach dem Essen den Fernseher einschalten, damit sie nicht miteinander reden müssen.
Wenn doch nur die Welt „ufzmol in Ornig" wäre! Sie ist es eben nicht, und genau das wird einem dann umso mehr bewusst.
Und doch ist es irgendwie so, dass man sich an Weihnachten gegenseitig aufsucht. Dass Zusammenkünfte entstehen, die es sonst das Jahr durch wenig gibt. Dass man sich etwas schenkt und dass man einmal im Jahr eine Karte an Leute schreibt, mit denen man das Jahr über wenig zu tun hat. Dass man Verbindungen respektiert und kultiviert, auch wenn man sich in ihnen manchmal irgendwie steif und sperrig fühlt. Dass man

Und vermutlich funktioneren all die vorweihnachtlichen Spots am Fernsehen darum so unvermindert gut, weil sie in uns etwas berühren, das auch wach ist, wenn die Idylle genau nicht da ist. Etwas, das wir zutiefst brauchen und an dem wir hartnäckig festhalten, auch wenn wir genau wissen, dass deswegen die Welt noch lange nicht „die Welt zmol in Ornig“ ist.
Jürgen Habermas schrieb einmal, dass vielleicht Religion und Glaube in uns ein Bewusstsein wach halten für das, was fehlt. Ein *Bewusstsein von dem, was fehlt, von dem, was zum Himmel schreit*[1], so seine Worte. Wir sind unterwegs mit einem genauen Gespür dafür, wo Schräglagen und Knöpfe sind und wo wir etwas vermissen und uns wünschen, es würde anders laufen.

Aber wir halten in unseren zerbrechlichen und zerbrochenen Lebenszusammenhängen trotzdem eine Lücke offen, hält die Hoffnung wach und den Gedanken daran, dass die Dinge auch anders sein könnten und vielleicht sogar einmal tatsächlich sich (wieder) ändern werden.
Und an diesem Punkt sind wir doch irgendwie *„nicht ganz dicht“* – das heisst wir sind noch nicht imprägniert; wir haben ein Gespür für das, was falsch läuft und nicht so sein sollte; wir bleiben durchlässig für eine andere Zukunft und bleiben auf der Suche nach dem, wie es sein müsste und gar sein *könnte*…
Durch den Spalt tritt Luft, tritt vielleicht Geist, etwas das die Asche anfacht und die Glut weiter glimmen lässt.

Ich finde, dieser Gedanke der Ahnung von dem, was fehlt, wirft auf vieles ein ganz anderes Licht. Zum Beispiel gerade auf die Familienzusammenkünfte an Weihnachten, die manchmal so auf der Kante liegen können zwischen Freude und Zugehörigkeit auf der einen Seite und Erwartung und Anstrengung auf der anderen. Wegen denen Baschi wohl singt, „ich wünscht‘ s’wär gly verbi“… und die doch so absolut unerlässliche Rituale sind. Und das sind sie eben, weil gerade auch in ihnen die Ahnung wach ist von dem, was wir uns erträumen, bei allen Schräglagen und Spannungen. „Man gibt sich und hat Mühe“, sagt das Sprichwort, und das trifft es ganz gut: Man ahnt, dass man trotz allem zusammengehört, dass man nicht allein ist. Und dafür ist man bereit, auch etwas auszuhalten 😉, und bleibt dran. Ja, das ist es was wir tun: Wir bleiben aneinander dran. Und das ist eine total hoffnungsvolle Haltung.
Und auch die kitschigste VorgartenWeihnachtsbeleuchtung bekommt einen anderen Glanz und eine ganz eigentümliche Würde, wenn ich beim Betrachten daran denke, dass sie im Grunde von dieser Sehnsucht nach Heilung und Harmonie erzählt.

Auch Schmerz kann lebendig halten, jedenfalls solange er noch empfunden wird. Und so gehört es vielleicht auch zur Weihnacht, dass sie in uns den Schmerz wachhält über das, was nicht ist wie es sein könnte. Erst wenn wir

[1] in einem Beitrag in der NZZ am 10.2.2007: https://www.nzz.ch/articleevb7x-1.110807

diesen Schmerz nicht mehr spüren, wenn wir ganz ernüchtert und erkaltet sind und uns hinter einem weltklugen Zynismus verstecken, dann sind wir verloren. Der Schmerz ist auch ein Indikator, ein Hinweisgeber: Da ist noch etwas zu tun, da wird eine Stelle im Leben markiert wo etwas noch in Ordnung kommen dürfte, wo etwas Krummes noch gerade werden muss, wo Narben ausheilen müssen, wo andere Bewegungen eingeübt werden sollten oder Dinge sonstwie Entwicklung vertragen würden.

Wir sind heute hier, um gemeinsam zu singen und zu beten und um das Licht in der Nacht zu feiern. Wir stellen dieses Licht all unseren Dunkelheiten entgegen, wir geben darin unserem Glauben Ausdruck und üben die Haltung ein, die er bedeuten muss in einer Welt, in der so viel fehlt. Und das ist eine Haltung der Hoffnung und des Dranbleibens, eine Haltung, die sich nicht entmutigen lässt und die sich tief verankert weiss in Trost und Zuversicht. Denn was hat Gott getan an Weihnachten? Gott hat sich ganz auf uns eingelassen, er hat dieses weite Feld nicht gescheut und ist von seinem himmlischen Sofa herabgestiegen, um uns Gesellschaft zu leisten in unseren Tischgesellschaften, in unseren Wohnzimmern und auf unseren Strassen. „Steht auch dir zur Seite, still und unerkannt“, dieser Satz aus dem alten Weihnachtslied ist so wunderbar. Gott lässt nicht locker, er will geboren werden in uns und in unsere Welt immer wieder neu. Christus ist geboren, weil Gott uns nicht aufgegeben hat, weil seine Liebe zu uns niemals erkaltet.

Darum ist es recht, wenn wir es ihm gleichtun und beharrlich und immer wieder neu das Feuer des Glaubens entfachen. Es kann doch noch sein, dass man den Mut findet zu etwas. Es kann doch sein, dass man Worte findet, die bisher fehlten. Es kann doch sein, dass man etwas aufräumen mag, zu dem man die Kraft lange nicht fand. Es kann doch sein, dass wir erkennen, was wir nicht sehen konnten, dass wir die Augen der Hirten und der Könige bekommen, die den Stern und die Engel sehen können. Es kann doch sein, dass wir wie die Hirten hören und begreifen, wenn alle anderen noch schlafen. Es kann doch geschehen, dass wir uns aussprechen und vergeben können, dass wir uns überwinden und über uns selbst lachen können, dass wir unbeschwert und zuversichtlich lachen und feiern werden und die Wege offen vor uns liegen. Werden wir wieder wach für die Ahnung, dass, was auch immer das hier ist, es noch nicht alles war!

Solange wir glauben, halten wir Ausschau. Solange erwarten wir etwas. Solange leben wir oder halten daran fest, dass wir es können. Darum geben uns gerade diejenigen Träume, die wir haben, die über uns selbst und das was jetzt fehlt hinausreichen, eine besondere Schönheit und Würde.

Frederick Büchner, der amerikanische Theologe und Publizist, schrieb:
Manchmal sind Wünsche die Flügel, auf denen die Wahrheit daherkommt.
Manchmal ist es die Wahrheit selbst, die den Wunsch nach ihr weckt.[2]
amen.

24.12.2019 mk

[2] Frederick Buechner: Wunschdenken. Ein religiöses ABC. Theologischer Verlag Zürich 2007, S. 122